

(Nachdruck verboten.)

291

## Daniel Junt.

Roman von Hermann Stegemann.

Es ging auf den Abend. Die Ferne legte sich langsam die Schatten um, die von der Nacht aus dem Tal heraufgebracht wurden. Graue Flöre hingen in den Schluchten, die Dämmerung lief über die Weiden. Das Vieh war gemolken und wieder hinausgetrieben worden. In der Küche war abgegessen, der Welfer schlurzte in die Kammer, der Sepple hockte noch eine Weile auf dem Hackblock im Hof und rieb sich den Buckel an der Stallwand. Drinnen schnaubte der Zolt.

Floflo huschte die Treppe hinauf, und als die Magd ihm nachrief, antwortete das Kind:

„Warte, Catherine, ich muß dem Vater noch Gut Nacht sagen.“ Und es flog unhörbar, wie eine Fledermaus, durch den dunklen, winkligen Gang und klinkte die Tür auf.

„Wer ist da?“

Daniel warf die Bade zu und steckte die Patrone in den Sack der Jacke. Vor ihm lag das „Journal de Colmar“, das der Vate im Sommer alle zwei Tage auf den Berg brachte.

„Ich bin's, Vatterle.“

Sie schmiegte sich an ihn, hüpfte auf einmal zu ihm auf und preßte ihm die Lippen auf den Schnurrbart.

„Du Grashüpfer,“ murmelte er halb spöttisch, halb zärtlich. Die Verührung ihrer weichen Lippen war ihm ins Blut gegangen.

Als sie schon wieder an der Tür war, rief er sie zurück.

„Denkst Du noch an den Leon?“

Sie nickte und drückte ihre Bade an die seine.

„Und Madame Berthe?“

Da antwortete das Kind mit leiser Stimme:

„Die Catherine, die hat's mir gesagt, das ist jetzt unsere.“

— Sie brachte das Wort nicht über die Lippen. Er hörte ihr Herz hämmern.

„Gute Mutter,“ sprach er statt ihrer, kurz und bestimmt.

Flo zuckte zusammen und wich von ihm zurück.

„Halt, Florence,“ er faßte sie am Arm, „sie ersetzt Deine erste Mutter. Verstehst Du?“

„Ich will keine andere,“ preßte das Kind noch leise hervor.

„Du willst nicht! Langsam, langsam, aber ich will, und wenn ich will, mußt Du auch wollen.“

Er faßte ihren Arm fester, als er wußte.

Floflo stieß einen einzigen kleinen Schrei aus, einen heiseren, klagenden Ton, wie damals, als die Louise Prajé in Nöten lag und das Kind dem Schlitten in die Quere lief.

„Geh schlafen,“ sagte Daniel rauh und ließ sie los.

Aber sie blieb stehen, zitternd, blaß, rote Striemen liefen um ihr Handgelenk.

„Marsch, ins Bett,“ wiederholte er. Das Blut brauste ihm in den Ohren, er segte mit der Hand über das Journal, als könnte er etwas vom Papier wischen, das ihm in die Augen brannte.

Endlich gehorchten Florence die Füße. An der Tür zauderte sie, schluckte und sagte dann mit einem um Verzeihung bittenden Stimmchen, als wäre es ihr furchtbar leid, daß sie nicht anders konnte, daß sie keine zweite Mutter wollte:

„Gut Nacht, Vatterle.“

Daniel bewegte sich nicht, ein Luftzug, die Tür klappte, er war allein.

Er hörte die Magd mit dem Kinde reden und wie sie ihm das Bett zurecht klopfte; dann klapperte sie noch eine Stunde in der Küche. Jetzt stand er auf und ging hinunter.

„Mach, daß Du ins Nest kommst,“ sagte er im Vorbeigehen und trat unter die Tür.

Die Nacht war dunstig, ein warmer Wind kam in Stößen über die Berge, am Himmel war ein Laufsen von hellen Wolken, durch die der Mond seine volle Scheibe trieb.

Die Catherine blieb mit dem Kerzenstock in der Hand auf der Treppe stehen. Sie wäre gern noch um den Daniel gewesen. Sie hatte ihn allein, seit die anderen alle fort waren. Sie schaffte jetzt allein für ihn, und wenn sie kochte und wuschte und bettete und melkte, immer gingen ihre Augen nach ihm.

Er achtete nicht darauf.

„Gut Nacht, Herr Daniel,“ sagte die Catherine.

Er kehrte sich nicht um.

„Gut Nacht.“

Sie tappte die Stiege hinauf. So hatte sie ihn schon oft stehen sehen, wenn sie schlafen ging. Er ließ dann den Vello in den Hof, schloß die Türe, und alles war still. Das war der Lauf auf dem Florimont.

Nun war ihr Tritt oben verhallt.

Daniel stand und sah immer noch unverwandt in die Nacht. In der Ferne Hirth erlosch das Licht, das Brausen des Wassers klang lauter aus dem Schlatten, der Laufbrunnen gurgelte am Straßensbord, eine Kuhglocke schlug an, ein einzelner Ton irrte klagend über die Bergweide. In der Wirkstube hob rasselnd die Gewichtuhr aus und schlug elf. Daniel zählte die Schläge, sie tropften, der letzte schwirrte langsam nach, die Gewichte hingen auf die Dielen. Er hatte die Hände in den Hosentaschen vergraben und stand unbeweglich, fest auf beiden Beinen ruhend. Sein Hals war trocken, sonst war er wie immer.

Als es auf Mitternacht ging, wandte er sich und zog die Schuhe von den Füßen. Ein warmer Wind hauchte ihm in den Nacken und ging hinter ihm drein die Stiege hinauf. Und doch hatte er die Türe ins Schloß gedrückt.

Im Bureau zündete er eine Kerze an und setzte sich an den Schreibtisch. Den Kopf in die Hände gestützt, starrte er auf die Zeitung. Da stand von dem Stauweiser zu lesen. Der Bau war beschloffen. Im Frühjahr begannen die Erdarbeiten, und da unten war eine Notiz, die meldete, daß die Gemeinde La Motte die sogenannte Kälbermatte, ein Stück Weidland am Herrenwald, verkaufen wolle. Man sage, es sei eine Sozietät Liebhaber für den Grund, die ein Hotel darauf errichten wolle.

Die Kerze tropfte im Wind, der vom Fenster herkam.

Daniel erhob sich.

Er nahm eine Patrone aus dem Sack, riß sie auf und streute das Pulver über die Zeitung. Die Hülse steckte er wieder ein, die Kugel flog zum Fenster hinaus. Dann ballte er das Journal zusammen, nahm es und stieg mit der Kerze die Treppe hinab. Alles war still, nur die Dielen knarrten. Er ging so sicher und unbewegten Gesichts wie ein Nachtwandler.

Als er den schmalen Gang zur Küche durchschritt, knackte im Oberstock eine Türe. Der trodene Ton drang an sein Ohr. Einen Augenblick zögerte er, dann krampte sich seine Faust noch fester um den kupfernen Lichtstock, und er ging weiter.

In der Küche hüpfen gelbe Lichter und schwarze Schatten vor ihm her. Der Zug im Kamin war offen. Die Kerzenflamme wies mit spitzer Zunge darauf hin. Daniel schob das zerknüllte Papier in den Sack, nahm die Petrolanne vom Küchensherd und stieß die niedere Tür zum Verschlag auf, wo die Erdäpfel lagen. Da war auch das Reissig, waren Scheitholz, gelbe Hobelspäne und braune Lochkäse geschichtet, Zwiebelkränze und alte Körbe hingen an den Wänden des oben, wie ein Kamin in den Oberstock ziehenden Gefasses. Daniel ließ das Petrol über die Späne und die dürre, gepreßte Eichenrinde laufen. Dann steckte er das mit Pulver gefüllte Zeitungspapier mitten hinein.

Nun war er fertig.

Sein Schatten segte an den Wänden hin im Schein des gaukelnden Lichtes. Er hielt den Leuchter in die Höhe und sah sich um.

„Mein Sach ist's, die ich verbrenn,“ murmelte er und stieß die Kerze heftig in die Späne. Mit einem puffenden Geräusch fing das Papier Feuer.

Er lehnte die Tür locker auf die Falle und verließ die Küche. Hinter ihm zischte es, ein Knistern und Flimmern rief ihm nach, aber bald erreichte ihn nichts mehr von dem geschäftigen Wesen.

Auf der Stiege blies er das Licht aus. Er stieg schwerfällig hinauf, die Füße waren ihm wie Blei, schwer und gefühllos. In seiner Schlafkammer warf er Jacke und Weste ab und setzte sich auf das Bett. Er war im Dunkeln. Nur der fliehende Mond geisterte zuweilen durch die Wolken herunter. Neben an schlief Florence. Ueber ihm in der Dachkammer Catherine, im Schopf über dem angebauten Stall der Sepple

und in der Kässtube überm Hof drüben der Meller. Die Tür, die auf den Flur führte, war nur angelehnt.

Er horchte, aber nichts regte sich, kein Geräusch, nichts war zu spüren; auch kein Qualm. Jenseits der Treppe lief das Gelaß zwischen den Wänden bis zu den hinteren Kammern. Nichts. Er stemmte die Ellbogen auf die Kniee und legte den Kopf zwischen die gespreizten Hände. Auf seiner Stirn stand ein feuchter Schweiß, der ihm an den Fingern kleben blieb.

Er hatte Feuer gelegt an das alte Haus. Ein dumpfer, heißer Schwall stieg ihm aus der Brust in die Kehle. Wie Blut. Trocken quoll ihm die Zunge hinter den Zähnen. Keine zehntausend Franken war die Parade wert mit ihrer einzigen Stube und der Küche im Erdgeschoß, den paar Schlafkammern und dem großen Saal im Oberstoß. Und die Ferne, die Käserei, die war ein leeres Dach über einem Pflasterboden, der Stall ein Bretterverschlag, an dem er gezimmert hatte seit Jahr und Tag. Morich alles, schlecht im Gemäuer und faul im Holz. Und irgendwo saß nun der Brand darin. Ein paar Kommoden, ein paar Kästen voll Wäsche, ein Duzend Betten, und das war nußtrocken von der Mutter her — er stöhnte leise. Aber wenn's ihn die rechte Hand dazu gefoßet hätte, er hätt' es getan. Die da unten in La Motte, die hatten ihm die Gedanken angeblasen, bis Rauch kam und aus dem Rauch die roten Funken sprangen. Er atmete schwer, hastig zog die gepreßte Brust den Atem ein, und da, er fuhr empor, er hielt die Bettkissen gepackt, wie etwas Lebendiges, da roch er den Brand.

Das Herz schlug ihm dumpf gegen die Rippen. Er tappte vom Bett weg mitten in die Kammer. Immer noch kein Knistern, nichts, gar nichts, nur ein schleichernder, den Wänden nachkriechender Geruch. Er schmeckte ihn auf der Zunge. Unter dem Bett standen ein Paar Schafstiefel. Er bückte sich danach, da schwoß der Brandgeruch stärker zu ihm empor. Wenn er jetzt Jürjo rief, war es noch Zeit. Fast ohne es zu wissen, war er tastend in die Schuhe gefahren und horch — jetzt war draußen ein Trippeln, ein Scharren zwischen den Wänden, unter den Dielen, ein leises Pfeifen, ein Guscheln und Hasten — die Mäuse fuhren durchs Haus. Und dann auf einmal unten ein Poltern und danach ein Knistern und Knaden, ein Schnarchen und Schlürfen, ein Säufeln, das aus den Wänden kam und dazwischen ein lautes Schmatzen und Schnalzen, jetzt ein Feuerchein, und nun wälzte es sich braun herein, Qualm und Rauch, es brannte.

Er stürzte zur Türe. Da rief's in der Kammer nebenan. Das war das Kind.

„Vatterle!“

Das Kind, das zuerst. In diesem Augenblick wußte er gar nicht mehr, daß er den Brand selbst gestiftet hatte. Er riß die Tür auf und lief über den verqualmten Gang.

„Catherine, Catherine, Jürjo, es brennt!“ schrie er die Bodentreppe hinauf und stürzte zu Floslos Tür.

Der Mond lag in der Kammer, und das Kind stand aufrecht in seinem Bett im weißen Hemd.

Er warf die Decke um das Kind und riß es auf den Arm. Und da freischte auch schon oben die Magd. Ein zuckender Feuerchein, ein Schlag, wie wenn das Pulver die Felsen sprengt, laut brüllte plötzlich die durchgebrochene Brunnst.

„Vatterle, Vatterle, die Erdwibele tanzen, die Schragen kommen!“

Die kühlen, mageren Arme lagen um seinen Hals, er stürzte zur Treppe. Da rannte ihm die Catherine blind in den Weg.

„Daniel, Herr Daniel!“

Sie klammerte sich an ihn.

„Mach zu!“

Ein Stoß mit dem Knie warf sie köpflings die verqualmte Stiege hinab. Und nun heulte im Hof der Hund, ununterbrochen, grausenervende Töne quollen aus seinem Rachen.

An der Flurwand blätterte das Getäfel, die Stiege fing Feuer. Daniel riß die Magd mit der einen Hand empor, als er unten ankam und zerrte dann an den Niegeln. Schon leuchtete die erstidende Lunge, das Kind wimmerte, da sprang das Schloß, sie taumelten ins Freie.

„Da, Catherine, das Kind. Fort mit ihm in die nächste Ferne.“

Er reichte ihr Floslo und rannte zum Stall. Der Sepple kam schlaftrunken vom Heuboden herab. Im Dunkel prallten sie aneinander. Aber jetzt zuckte es rot über sie hin. Und da schrie auch drüben der Meller „Jürjo“, „Jürjo“ gellte die Catherine in die Nacht hinaus.

„Das Roß aus dem Stall!“

Daniel packte den Joli an der Mähne, aber an der Türe warf sich der Gaul schnaubend zurück. In seinen entsetzten Augen spiegelte sich die Blut, er wieherte und drängte zurück in den dunklen Stall. Der Knecht griff zu, sie rissen, sie stießen ihn, der Daniel schlug ihm die Hände über die Augen, jetzt war er über der Schwelle. Aber da donnerte hinter ihnen der Grund von stampfenden Hufen.

„Jesus Maria, das Vieh kommt,“ schrie die Catherine, die noch kein Wein zur Flucht gefunden hatte und mit dem Kind am Hag hockte.

Die Leitfuh voran, kamen die geängstigten Tiere mit dumpfem Brüllen und schlagenden Flanken über die Weide. Die Schellenbänder tönnten, die Augen glänzten im Feuerchein. Sie kamen, prallten an der Stalltür zurück und rasten wieder davon, die Stangen krachten, hinter ihnen splitterte der Hag. Und der Joli stieß ein Wiehern aus, das klang wie ein Todes-schrei, riß sich los und jagte hinterdrein.

Hart vorüber an der Magd ging ihr Weg, und die stürzende Querstange traf sie auf den Kopf, daß sie mit einem Seufzer das Kind aus den Armen ließ und auf den Boden schlug.

Daniel rief dem Meller zu, die Melkeimer aus der Ferne zu holen, und der Sepple half ihm, den kleineren Kupfertessel ins Freie schleppen.

„Bengel drauf los, was Du magst,“ schrie er ihm zu und drückte ihm den Feuerhaken in die Hand.

Und der Sepple schlug auf das Erz, daß ein dröhnender Hall wie Glockengetön über die aufgeschreckte Weide fuhr. In den Fernen wurde es lebendig, Lichter gaukelten, weiter und weiter klang von einer Melkerei zur anderen der Notruf der Meller, das volle donnernde Echo der kupfernen Kessel.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Winterquartiere unserer Zugvögel.

Schon in der letzten Hälfte des Juli, wenn der Wind noch durch reisende Mehren rauscht, regt sich bei vielen Arten unserer heimischen Vögel der Wandertrieb, obwohl der Tisch noch reichlich für sie gedeckt ist, und die verlässlich rauhen Tage noch in ziemlich weiter Ferne sind. Anfang August beginnt im allgemeinen der Herbstwanderflug aus den nördlichen Breiten. Die Turmschwalben eröffnen den Reigen, ihnen folgen in mehr oder minder größerem Abstand die Uferschwärmer, die Amduden, die Pirole, die Störche, die Blauechsen, Nachtigallen, Grassmäden, Fliegenfänger u. a. Im September und Oktober erreicht der Flug nach dem Süden seinen Höhepunkt. Wohin geht die Reise? Bisher hat man auf diese Frage ebenso wenig eine bestimmte Antwort geben können, wie auf die vielumstrittene der Höhe und Schnelligkeit der Wanderschaft durch die Luft. Unzweifelhaft überwintern nicht wenige von unseren gefiederten Frühjahrs- und Sommergästen in den Tälern der Schweiz, in Italien, Südfrankreich und Spanien, aber die weit überwiegende Mehrzahl sucht doch ihre Winterquartiere in Afrika. Es darf als ziemlich sicher gelten, daß im Herbst über das Mittelmeer mehr Zugflögel stiegen, als über irgend eine andere große Wasserfläche der Welt.

Brehm nennt in seinem Buche „Das Leben der Vögel“ Aegypten eine der wichtigsten Herbergen für den vom Norden einwandernden Zugvogel. Hier finde er einen Platz, wie er sich ihn nur wünschen könnte: schroffe, steile und öde Gebirge, welche sich an blühenden, bebauten und bewaldeten Ebenen dahinziehen, lachende von sandigen brennenden Ebenen begrenzte Fluren, den mächtigen Nil mit seinen unzähligen Kanälen und die Küste des Mittelmeeres mit ihren Seen und Sümpfen, die vom Meere aus überflutet und vom Nil mit süßem Wasser versehen werden. Es habe den Anschein, fügt Brehm aus eigener Beobachtung hinzu, als ob alle Vögel der Erde sich hier ein Stelldichein gegeben hätten; die Menge zu schätzen halte er für unmöglich. Leider läßt jedoch dieser Zufluchtsort für unsere kleinen Afrikareisenden an Sicherheit schon viel zu wünschen übrig, seitdem alljährlich erfolgungsbedürftige Fremde zu Tausenden den Winter in Aegypten verbringen, denn unter ihnen gibt es nur zu viele, die sich mit der Wähe in der Hand die Zeit vertreiben. Vor wenigen Jahren veröffentlichte Dr. Quinet in der Zeitschrift „Ornis“, dem Organe des internationalen ornithologischen Ausschusses, einen Aufsatz über die Vögel Aegyptens, worin es unter anderem heißt, durch die fremden Jäger sei das Niltal für die Vögel ebenso gefährlich geworden, wie Italien, wo bekanntlich Jahr für Jahr zur Zeit des Herbstwanderfluges ungezählte Tausende der südländischen Vernichtungswut zum Opfer fallen. Von der Ründung bis zu den Katastrafen gäbe es kaum noch einen Fleck, der nicht von den Schüssen der Nimrode aus aller Herren Länder widerhalle.

Quinet hielt sich im Winter 1902 in Unter-Aegypten nur zu dem Zweck auf, das dortige Vogelleben zu studieren und lernte aus eigener

Beobachtung, wie Brehm, das Milbelsta mit seinen Seen, Inseln, Sümpfen und Teichen als das Winterquartier ungeheurer Scharen von Ufer-, Sumpf- und Wasservögeln kennen. Zu ihnen gesellen sich natürlich zahlreiche Raubvögel, die von der reichen Beute angelockt werden. Die unerbittlichsten Feinde der Enten — fast alle in Deutschland heimischen Arten trifft man dort an — sind die Edelfalken, wie ein Blitz aus heiterem Himmel stürzen sie auf die Opfer, die sie sich ausersuchen haben, herab. Von einem gemächlichen Gefühl der Sicherheit kann also für unsere Wasservögel im Lande der Pharaonen noch weniger die Rede sein, als in der nordischen Heimat. Dazu kommt, daß Eingeborene und Fremde mit einander wetteifern, sie tot oder lebendig in ihre Hände zu bringen. Auf den Märkten Kairos und Alexandrias wimmelt es von Enten, die Eingeborenen fangen sie mit Netzen oder mit der bloßen Hand. Der französische Ornithologe erlegte fast alle in Europa vorkommenden Arten.

Hier und dort mag einer unserer gefiederten Sänger sich auf einer Insel der Nilmündung niederlassen, aber es wäre ein großer Irrtum, wenn man glaubte, daß das Niltal überhaupt für sie als Winterquartier in irgendwie nennenswertem Grade in Betracht käme. Quinet behauptet sogar, daß die Ruhe der in Theben oder Gizeh schlummernden altägyptischen Könige niemals durch den Gesang einer Nachtigall oder einer Grasmücke gestört werde. Wir haben schon angedeutet, daß nicht wenige von unseren Zugvögeln sich in den Alpenländern, in Italien, in Südfrankreich und Spanien zum Winteraufenthalt niederlassen. In seinem Buche „Tierleben der Alpenwelt“ teilt Tschudi mit, daß beim Herbstwanderflug aus dem Norden Waldsittichen, Zeisige, Wein- und gelbschnäbelige Finken, Rot- und Bachsittlerdrosseln, Saat- und Rebellsträßen, Enten, Schwäne, Säger, Steihschäfer, Taucher und Möwen zur Ueberwinterung in den Alpenländern zurückbleiben. An den Wänden der Sierra-Neuada überwintern nach Brehm Tausende von Rotkehlchen, Rotschwänzchen, Goldhähnchen, Wildtauben, Edelfinken, Hänflingen, Drosseln, Amseln und Ringamseln, Rot- und Singdrosseln, Ammern, Gebirgsstelzen, Wiesen- und Wasserpiepern. „Unser liebliches Rotkehlchen ist dort so häufig, daß man es buchstäblich in jedem größeren Busche mit Sicherheit vermuten und auffinden kann; in den Wäldern begegnet man zahlreichen Finken- und Drosselscharen, an den rauschenden Wasseradern der Gebirgsfelze und ihrer grauen Verwandten; in den tieferen Tälern treiben sich die Mauersegler und Felsen- schwalben bis tief in den November umher. Am Fuße der Ausläufer wird die Zahl der nordischen Gäste noch größer: Waldschnepfe und Kiebitz, Feld- und Heidelerche, Staar und Wachtel treten zu den Benannten, und sicherlich bleiben Blaitmönch und Schwarzköpfchen, die man im Dezember noch sieht, auch den ganzen Winter hier.“

Aber wie groß auch die Individuenzahl sein mag, die, aus den nördlichen Ländern Europas kommend, in den südlichen überwintern, so bedeutet sie doch unzweifelhaft wenig im Vergleich zu den ungeheuren nach Millionen zählenden Zugvögeln, die im nördlichen, nordwestlichen und inneren Afrika Zuflucht suchen. Bisher hat sich freilich nicht viel Bestimmtes über ihre hauptsächlichsten Standquartiere im dunklen Erdteil feststellen lassen, aber mit fortschreitender Erforschung und Kultivierung desselben wird unsere Kenntnis in dieser Hinsicht höchstwahrscheinlich ergänzt werden. Besonders soweit es sich um unsere zutraulichsten Sommergäste, die Schwalben, handelt, deren eigentliche Winterherberge uns bisher unbekannt geblieben ist. Eine Erklärung dafür, daß wir noch so wenig zuverlässiges über das Leben und Treiben der gefiederten Afrikareisenden jenseits des Mittelmeeres erfahren haben, liegt nicht allein in der unvollkommenen Erforschung jenes Kontinents, sondern auch in der Tatsache, daß unsere Zugvögel dort viel ruhiger und unauffälliger „auftreten“. Das lebhafteste Beispiel, wie wir es hier im Frühling an ihnen gewohnt sind, treiben sie dort nicht, sie bauen auch in der Fremde keine Nester und brüten nicht. Der Gesang ist in ihrer Brust verstummt, und erst dann, wenn die Zeit der Heimkehr herannahet, fangen sie wieder ihre heimatlichen Lieder.

Da unsere Zugvögel im Frühling immer dieselben Orte im Norden aufsuchen, wo sie geboren sind und gebrütet haben, so liegt die Annahme nahe, daß sie im Herbst mit gewaltigem Drange nach einer für jedes Individuum und seine Nachkommen bestimmten Stelle im südlichen Europa oder in Afrika treibt, sobald sie in unseren Breiten die Brutpflichten des Sommers erfüllt haben. Nach der Meinung des englischen Ornithologen Dixon sind sie mit dieser Stelle auch durch soziale Instinkte aufs innigste verknüpft. Brehm hat jedenfalls recht, wenn er behauptet, jeder Vogel beziehe in der Fremde Wohnplätze, die denen entsprächen, die er in seiner Heimat erwählte, und er betreibe dort sein Gewerbe wie daheim.

Es ist ja auch ganz natürlich, daß die Raubvögel sich wie bei uns in Wäldern an Flüssen und an Seen ansiedeln, daß Pirole, Kuckuck, Mandelsträßen, Fliegenfänger, Würger auch im Süden in Wäldern leben, Kerchen und Brachpieper auf Feldern, die Sänger in Wäldern und Wäldern, die Tauben in Wäldern und auf Felsenwänden, Kraniche und Störche beziehen Flüsse, in deren Nähe sie Steppen finden, Sumpf- und Wasservögel Sümpfe und Seen. Von den Nachtstellungen durch Raubvögel abgesehen, führen unsere Zugvögel im allgemeinen in den Urwäldern und Einöden Afrikas wohl ein sorgenloses Leben; die Ruhe ist ihnen auch nach den anstrengenden Pflichten, die ihnen als Eltern während des Sommers auferlegt waren, und nach den Beschwerlichkeiten und Gefahren der langen Reise zu gönnen. Aber ob sie sich dort besonders wohl fühlen, ist eine andere Frage, die Brehm nach seinen Beobachtungen im Süden verneinen zu können glaubt. Aus ihrem ganzen Benehmen in der Fremde hat er die Ueberzeugung gewonnen, daß es ihnen so fern von

der nordischen Heimat nicht sonderlich behagt, und daß sie von Sehnsucht nach derselben besetzt sind. Für diese Annahme spricht die Tatsache, daß sie es auf ihrem Rückfluge viel eifriger haben, als auf ihrem Hinfluge nach dem Süden, wobei sie sich Zeit lassen und längere oder längere Ruhepausen nicht verschmähen.

Frühling.  
(Nachdruck verboten.)

## Der Oleander.

Als Topf- und Kübelpflanze erfreut sich der Oleander seit langer Zeit einer großen Beliebtheit und darum auch einer sehr bedeutenden Verbreitung. Doch wie sieht dieser so schöne, überaus dankbar blühende Strauch häufig infolge ungenügender Pflege aus! Der irrigen Meinung folgend, daß sich der Oleander in jeder Lage wohl befinde, kümmert man sich nicht viel um seine Pflege und unterläßt das oft so nötige Verpflanzen in bessere Erde, das regelmäßige Begießen und entzieht ihm die Sonne, der er auch im Winter bedarf. Oft sieht man die Pflanze an ungünstigsten Plätzen; er wird im Winter in eine Ecke gestellt, wohin sich selten ein Sonnenstrahl verirrt, oder gar in den Keller verbannt, und erst im Frühjahr, wenn er schon zu treiben beginnt, in die belebende Sonnenwärme gebracht.

Aber wie sieht es bei solchen mißhandelten Exemplaren, selbst wenn sie anscheinend gedeihen, mit der Bildung neuer Knospen aus! Man täuscht sich sehr, wenn man bei der scheinbaren Unempfindlichkeit dieser Allertwetspflanze, wie man sie wohl nennen kann, annimmt, der Oleander verlange nichts Besseres und müsse mit allem zufrieden sein.

Um kräftige, mit ansehnlicher dunkelgrüner Belaubung, besonders aber mit zahlreichen schönen Blüten versehene Triebe hervorzubringen, bedarf auch der so genüssame Oleander einer rationalen Pflege zu allen Jahreszeiten; im Sommer viel Wärme, viel Sonnenlicht und hauptsächlich sehr viel Wasser, denn in seiner Heimat und überall dort, wo er ganz im Freien wächst, also im südlichen Europa, im Orient, überhaupt in allen Gegenden mit einem wärmeren Klima als dem unserigen, findet man ihn, gleich unseren Weiden, an den Ufern der Bäche und Flüsse, an Stellen, wo seinen Wurzeln eine ausgiebige und stetige Befeuchtung zuteil wird. Daß er als Topf- oder Kübelpflanze genügenden Raum für die Ausbreitung seiner Wurzeln, sowie eine gute, kräftige, reichlich mit Nährstoffen versehene Erde haben muß, darf ebenfalls nicht übersehen werden. Im Winter soll der Oleander ruhen; er darf durch Wärme und Feuchtigkeit zur Unzeit nicht zu verfrühtem Austreiben, zur Erzeugung schwacher, zum Blühen ungeeigneter Triebe gereizt werden, womit aber nicht gesagt sein soll, daß irgend eine Ecke, ein kaltes, dabei dumpfer und dunkler Platz gerade gut genug für ihn sei. Ein zu warmer, dazu noch sehr trodener Standort zu dieser Jahreszeit begünstigt das Entstehen der Schildlaus, eines sehr verderblichen Insekts, das, wenn es sich einmal in größerer Menge eingenistet hat, nur schwer (am besten durch Abbürsten und Waschen der befallenen Teile mit Seifenwasser) wieder zu entfernen ist. Sie entzieht die Blätter und Zweige des Oleanders auf das ärgersichste und gefährdet seine Gesundheit. Wenn er auch gegen Kälte wenig empfindlich ist, da er einige Grade unter Null ganz gut verträgt, so schadet doch eine längere Einwirkung des Frostes, wenn auch nicht immer der Pflanze und den alten Zweigen, so doch den jungen Trieben und besonders den Blütenknospen, die sich nicht mehr weiter entwickeln und schlecht entfallen oder ganz verrotten.

Es ist schon oft von Praktikern darauf hingewiesen worden und soll hier nochmals erwähnt werden, daß, um beim Oleander ein reichliches Blühen und schöne, leicht sich entfaltende Blumen zu erzielen, zur Vegetationszeit das häufig wiederholte Begießen mit ganz warmem, fast heißem Wasser von allergrößtem Nutzen ist und besonders an kalten Sommern mit vorherrschend trüber Witterung immer angewendet werden sollte.

Bei größeren Kübelpflanzen kommt es, hauptsächlich bei früherer Vernachlässigung in der Pflege, häufig vor, daß solche nur noch oben an der Spitze treiben, unten endlich ganz kahl werden und schließlich unschön aussehen; bei solchen hilf man sich durch ein im Frühjahr vorzunehmendes Einstutzen der zu lang gewordenen Zweige bis ziemlich tief hinab. Ist auch für einige Zeit die Blüte zerstört, so erzeugen sich doch unten bald neue, kräftige Triebe, aus denen eine buschige Krone entsteht, die später auch wieder, sonstige gute Pflege vorausgesetzt, reich mit Blütenknospen besetzt sein wird.

Wie es bei der großen Mehrzahl unserer Tierpflanzen der Fall ist, hat auch der Oleander in der langen Zeit seiner Kultur durch Zufall oder durch gärtnerische Einwirkung, zahlreiche einfach-, halb- und ganzgefüllblühende Varietäten in verschiedenen Farben von weiß an bis zu rosa, hell- und dunkelrot, purpurrot usw., auch gelb hervorgebracht. Die Varietäten Madoni grandiflorum mit großen, reinweißen, halbgefüllten Blumen, Atropurpureum (dunkelrot), Splendens giganteum, sehr großblumig, dunkelrot und gut gefüllt, album grandiflorum (reinweiß) und luteum grandiflorum mit großen, gelben Blumen sind besonders schön; doch führen die Handelsgärtner noch zahlreiche andere in ihren Verzeichnissen an, unter denen sich noch mehr kulturwürdige befinden.

Wie allgemein bekannt, ist die Vermehrung des Oleanders eine sehr leichte; es gelingt dem Blumenfreunde, der auf Zimmerkultur angewiesen ist und nicht, wie der Gärtner, Vorrichtungen

aller Art besitzt, am besten durch nicht zu alte Triebe, die man in kleine, mit reinem Wasser gefüllte Flaschen (sehr vorteilhaft durch den zu diesem Zwecke durchbohrten Kork) steckt; nach kurzer Zeit bilden sich zahlreiche Wurzeln, die nach und nach die Flasche ganz ausfüllen, worauf man den Steckling vorsichtig herausnimmt und ohne Verletzung der Wurzeln in einen kleinen, mit guter Erde gefüllten Topf pflanzt, anfangs recht feucht hält und dann, nach gutem Anwachsen, gleich den alten Exemplaren weiterkultiviert. Eug. Jos. Peters.

### Kleines feuilleton.

w. Grotesk. — Ich lese folgenden Satz: „In zahlreichen Gedichten und Essays, die um ihrer ungesunden und hysterischen Leidenschaftlichkeit willen meistens einen recht grotesken Eindruck machten, schrieb damals Frau Hermine ihr Weh in die Welt hinaus.“ — Man begegnet dem Wort „grotesk“ recht oft in der Presse, und manchmal will es scheinen, als wenn man es brauche, weil man nicht genau weiß, wie man den empfangenen Eindruck eigentlich wiedergeben soll. Um den genauen Begriff des Wortes zu finden, tut man, wie immer, am besten, wenn man auf seinen Ursprung zurückgeht.

In den unterirdischen Räumen (le grotte) der alten römischen Kaiserpaläste, besonders in denen des Titus, entdeckte man im Mittelalter an den Decken und Wänden allerhand krause Malereien und Verzerrungen. Es fanden sich dort Gruppen von übertriebenen und verunstalteten Tierformen, oder man sah dort Abbildungen von Gegenständen, die sich nicht in der Natur vereinigt finden, zu seltsamen Formen verknüpft, z. B. einen Menschen mit einem Tierkörper verbunden, und das Ganze sprang aus einem Ast hervor inmitten von stilisierten Blumen, Früchten, Waffen und anderen Werkzeugen. Um dem in der Kunstgeschichte unbewanderten Leser eine deutliche Vorstellung von einer grotesken Figur zu geben, erinnere ich ihn an verschiedene bekannte Wappenbilder, z. B. an den Adler auf der Rückseite eines Zehnkrönigen oder an den altbekannten bayrischen Löwen, der unter anderem auch im hiesigen Löwenbräu zu sehen ist. Diese seltsamen und absonderlichen Gestalten und Formen verdanken ihre Entstehung sicherlich nicht einer grämlichen oder gar krankhaften Gemütsverfassung, sondern sind offenbar das Ergebnis eines lustigen und übermütigen Humors, der scheinbar geisteslos mit dem Einzelnen und dessen Besonderheit spielt, ohne dabei das Ganze (z. B. eine Deckenverzierung), das den Eindruck des Schönen macht, aus dem Auge zu verlieren. Der berühmte Raffael, Giovanni da Urbino und andere (um 1500 herum) erweckten diese Art zu malen (die Grotesken) zu neuem Leben, indem sie besonders die Zimmerdecken prächtiger Gebäude damit versehen, so des Vatikans, des Palazzo Doria in Genua.

Bei dem Ausdruck grotesk, wie er heutzutage in der Literatur gebraucht wird, denkt man offenbar nicht an den Gesamteindruck der Grotesken, der bei aller Ungebundenheit im Einzelnen doch wohlgefällig und schön ist, sondern man hat dabei die verzerrten Einzelfiguren im Auge, besonders den seltsam närrischen und niedrig komischen Ausdruck im Mienenspiel der Satyrn und Faune, der nichts weniger als schön ist. Der Ausdruck im Mienenspiel dieser sonderbaren Wesen wird dadurch so seltsam und fragenhaft, daß ihm kein wirklicher oder doch wenigstens ein in seiner Laune unkontrollierbarer seelischer Vorgang zugrunde zu liegen scheint.

Gehen wir jetzt auf den eingangs angeführten Satz zurück, so können wir unbedenklich annehmen, daß das durch die Leidenschaftlichkeit hervorgerufene erregte Mienenspiel durch deren krankhaftes und hysterisches Wesen wohl ein seltsam verzerrtes Aussehen bekommt, daß dies Aussehen aber immerhin nur einen pathologischen, niemals aber einen niedrig komischen Eindruck machen kann. Denn eine Krankheit ist in ihrer Wirkung auf die Gliedmaßen und das Mienenspiel des Befallenen niemals niedrig oder gar komisch, weil eben die unkontrollierbare Laune fehlt. Günstigenfalls liegt ein recht kleiner Teil des Begriffes grotesk in der bezeichneten Wendung.

### Archäologisches.

hl. Die Statue eines sumerischen Königs. Die weiße Marmorstatue eines sumerischen Königs David wurde von der Universität Chicago ausgesandten Expedition bei den Ausgrabungen an der Ecke des alten Tempelhügels in der Ruine Wismha in Zentral-Babylonien entdeckt. Edgar James Banks berichtet darüber in „Scientific American“: Obwohl die Expedition so bemerkenswerte Resultate gehabt hat, wie die Auffindung des schönen alten Krematoriums, des ersten, das zutage gekommen ist, und die Feststellung von Gewölbgebäuden in Babylonien schon um 4000 v. Chr., ist die Auffindung dieses alten, fast prähistorischen Kunstwerks eines der interessantesten Ergebnisse der Expedition. Man fand die Figur auf dem Rücken liegend, der Kopf fehlte und die abgebrochenen Beine der Füße lagen gerade darunter. Der Kopf wurde später in einem anderen Teile der Ruine gefunden. Einige Stellen, besonders im Gesicht sind mit Salpeter bedeckt, wie bei allen Statuen, die lange in dem Boden Babylonien begraben waren; andere Teile der Figur sind so vollkommen erhalten, als wären sie eben aus den Händen des Bildhauers hervorgegangen. Die Statue ist 88 Zentimeter hoch und hat einen Umfang von 81 Zentimeter.

Der Kopf ist kahl, das Gesicht bartlos und die dreieckigen Augenhöhlen, in denen einst elfenbeinerne Augen mit Erdspeck besetzt waren, sind nun hohl. Die Schultern sind breit und vierstüdig, der Körper ist dick und kurz, die wohlgeformten Arme heben sich frei vom Körper ab und die Hände sind nach babylonischem Brauch vorn gefaltet. Die obere Hälfte des Körpers ist nackt dargestellt, von der Taille ab hängt eine Art plissierter Rock herab, der schwere Wolle oder Pelz darstellen soll. Um der Statue Halt zu geben, sind die bloßen Füße in ein Piedestal eingebettet. Auf der rechten Schulter liest man folgende deutlich eingeschnittene dreizeilige Inschrift im alten Sumerisch: (Der Tempel) Eschar, König Daudu (Daud-David), König (von) Udnunki. Der Name des Königs ist dem Assyriologen ganz neu. Den Namen der Stadt und des Tempels las man zuerst auf dem großen Stein Hammurabis, den die Franzosen in Persien kürzlich entdeckt haben. Das Alter der Statue beträgt zweifellos über sechs Jahrtausende; als amäherndes Datum nimmt man aus verschiedenen Gründen 4500 v. Chr. an. Zunächst ist der archaische Charakter der Schrift derselbe wie in den Inschriften, die lange vor dem babylonischen Könige Sargon, 3800 v. Chr., datierten. Die Buchstaben der Inschrift sind gerade und fast hieroglyphisch; die keilförmigen Zeichen waren noch nicht entwickelt. Zweitens fand man die Statue unter den Plattformen mehrerer rekonstruierter Tempel. Die oberste dieser Plattformen enthält Ziegel mit dem Namen Dungi, 2750 v. Chr.; darunter war eine aus den Ziegeln Sargons (3800 v. Chr.) gebaute Plattform, noch tiefer fanden sich Spuren mehrerer anderer Aufbauten. Unter allen diesen Plattformen erst lag die Statue unter den Ruinen eines Tempels aus kleinen plankonturen Ziegeln, den alle Assyriologen der Mitte des 5. Jahrtausends v. Chr. zuschreiben. Der Kunststil, die dreieckig geformten Augen, die mit der Stirn eine gerade Linie bildende Nase, die nur in jener Periode getragene eigenartige Kleidung, alles dies weist darauf hin, daß die Statue demselben Zeitalter wie das berühmte Vasrelief im Louvre und eine Statuette im Britischen Museum angehört. Die bedeutenden Assyriologen nehmen allgemein für Figuren mit diesen besonderen Merkmalen etwa das Jahr 4500 v. Chr. an. Die Statue, die um ganze 1500 Jahre älter als alle anderen aus Babylon stammenden ist, gibt nicht nur ein Stück Geschichte mit dem Namen eines verstorbenen Königs; sie ist auch ein vollkommenes Beispiel der ältesten Kunst der Welt und eröffnet ein neues Kapitel in der Geschichte des ältesten bekannten Volkes von Mesopotamien.

### Humoristisches.

- Latonisch. „Was halten Sie von der Ehe?“ „Nicht fern.“
- Keine Antwort. „Was, das sollen Deine Ahnen sein, Silberstein, ja, haben denn die so ausgesehen?“ „Ausgesehen, ausgesehen! . . . Hab' ich je gekannt?“
- In guter Hut. „Diese lauten Schnarchtöne während des ganzen vorigen Altes waren ja entsetzlich störend, Schließer. Warum ist denn der betreffende rücksichtslose Patron nicht aufgeweckt oder aus dem Theater entfernt worden?“ „Ja, wissen S', das war net mögli', 's is halt der „überwachende“ Polizeibeamte selber g'wesen!“

(„Meggendorfer-Wälder.“)

### Notizen.

- Philippis neues Schauspiel „Der Helfer“ ist vom Wiener Burgtheater erworben worden.
- Das Zentral-Theater eröffnet die neue Spielzeit Ende September mit der neuen dreiaktigen Operette „Zur indischen Witwe“ von Oskar Strauß.
- Das neue Ephesus-Museum für Wien wird Mitte November im unteren Belvedere eröffnet werden. Es enthält die wertvollen Sculpturen und Vasen, die von österreichischen Gelehrten in Ephesus gehoben wurden.
- Der Bakteriengehalt des Selterwassers ist von Dr. Hänle in der hygienischen Anstalt der Straßburger Universität geprüft worden. Aus den Untersuchungen ergibt sich, daß ein keimarmes Selterwasser aus gesundem Wasserleitungswasser hergestellt werden kann. Ein hoher Keimgehalt des Selterwassers ist, wie in einem Berichte der „Apotheker-Zeitung“ ausgeführt wird, ausschließlich auf mangelhafte Reinigung der Flaschen zurückzuführen, vorausgesetzt, daß Wasser aus guten städtischen Leitungen verwendet wird. Angelsflaschen sind zu verwerfen; dagegen können Flaschen mit Patentverschluß nach sorgfältiger Reinigung Verwendung finden. Den Vorzug verdienen die sogenannten Siphonsflaschen.
- Große Fischzüge werden von der Ostküste Englands gemeldet. Zwei Boote aus Lowestoft lieferten an einem Tage 230 000 Haringe ab, die sie zu 30 M. das Tausend veräußerten. Der Harnmouth Dampfer „Biking“ verkaufte seine Ladung von 200 000 Haringen in Hartlepool, erzielte aber den geringeren Preis von 20 M. für das Tausend. Das Boot „Golden Gleam“ aus Hull wollte Seezungen an der Küste Spaniens holen, brachte aber dafür 53 prächtige Störe heim, von denen der größte mit 1000 M. bezahlt wurde. Drei andere Kähne aus Hull machten die Entdeckung, daß die Scholle im Weißen Meer in großer Anzahl zu fangen sei.